

Erinnerung an einen großen Deutschen

Friedrich Hebbel (1813 - 1863)

Gerd Zikeli

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß, Wer nie die kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend saß, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!“

Wohl kein treffenderes als dieses Goethe-Wort läßt sich als Motto über Friedrich Hebbels Leben stellen, denn wie selten ein anderer deutscher Dichter lernte er bitterste Not, die ihm während der längsten Zeit seines Lebens treu blieb, schon in frühester Kindheit kennen. Am 18. März 1813 im Dorfe Wesselburen im Herzogtum Holstein als Sohn eines armen Maurers und dänischen Untertans geboren und auf die Namen Christian Friedrich getauft, entstammte er der untersten sozialen Schicht. Zwar zeichnete er später in seinen "Aufzeichnungen aus meinem Leben" ein die ärmlichen Verhältnisse im Elternhaus beschönigendes und ein fast schon idyllisches, von familiärer Harmonie erfülltes Bild seiner ersten Lebensjahre, aber wer seine ab 1835 geführten Tagebücher liest, erfährt, was der Wahrheit zweifellos näher kommt: "Mein Vater haßte mich eigentlich, auch ich konnte ihn nicht lieben (...), das frohe, brusterweiternde Lachen war ihm Frevel, Hohn gegen ihn selbst, Hang zum Spiel deutete auf Leichtsin, auf Unbrauchbarkeit, Scheu vor grober Handarbeit auf angeborene Verderbnis (...). Ich und mein Bruder hießen seine Wölfe; unser Appetit vertrieb den seinigen, selten durften wir ein Stück Brot verzehren, ohne anhören zu müssen, daß wir es nicht verdienten." Voller Bitternis schloß Hebbel diese Tagebucheintragung mit der Feststellung: „... die Armut hatte die Stelle seiner Seele eingenommen.“ Anders freilich war die Erinnerung an seine Mutter. Als er im September 1838 in München die Nachricht von ihrem Tod erhielt, notierte er: "Ihr allein verdanke ich's, daß ich (...) regelmäßig die Schule besuchen und mich in reinlichen, wenn auch geflickten Kleidern öffentlich sehen lassen konnte. Gute, rastlos um deine Kinder bemühte Mutter, du warst eine Märtyrerin, und ich kann mir nicht das Zeugnis geben,

daß ich für die Verbesserung deiner Lage immer so viel getan hätte, als in meinen freilich geringen Kräften stand!...".

"Seine Kindheit und Jugend", schreibt Wilhelm von Scholz, „wären die durch seine ärmliche Herkunft gegebenen gewesen, wenn nicht das werdende Genie in ihm, der Dichter, den lange als einziges Buch die Bibel befruchtete, und das Drängen des fern den Zeitwind spürenden Geistes ihn tief beunruhigt und nach Anschluß an größere Lebenskreise hätten suchen lassen." Wohl fand er schon in jungen Jahren Wohltäter, aber nur zu deutlich empfand er auch deren seine Seele verletzenden gönnerhaften Hochmut. Doch besaß er die Kraft, sich selbst aus dieser ihn demütigenden Bindung zu befreien und entschlossen und eigenständig den von ihm frei gewählten Bildungsweg zu beschreiten. Nichts kann uns wohl besser von seiner allen äußeren Widerständen trotzen Kämpfernatur überzeugen als folgendes noch aus seiner Jugendzeit stammende Gedicht:

"Und würfen sich Welten in meine Bahn, Ich würde die Welten erfliegen. Dich Hohe, Himmlische zu umfahn, Zu den Wolken flög ich, zum Himmel hinan; Die Hölle selbst würd ich besiegen."

Aus Hamburg, wohin er 1835 zunächst dem Ruf der Schriftstellerin Amalie Schoppe folgte, die, nach Veröffentlichung einiger seiner Gedichte, seine Begabung erkannte, und wo er die Liebe seiner Wirtstochter Elise Lensing fand, die ihn, den völlig Mittellosen, obwohl selbst nur von ihren dürftigen Einkünften als Näherin lebend, Zeit ihres Lebens uneigennützig unterstützte, ging er 1836 zunächst nach Heidelberg, um trotz des ihm in Hamburg verweigerten Reifezeugnisses, Rechtswissenschaft zu studieren. Als er aber schon im ersten Semester erkannte, daß er damit das falsche Studienfach gewählt hatte, brach er gemeinsam mit Emil Rousseau, einem seiner Studienfreunde, nach München auf, um dort bei Fr. Wilh. Joseph v. Schelling die philosophischen und

bei Joseph Görres die geschichtlichen Vorlesungen zu besuchen. Längst hatte Hebbel seinen religiösen Kindheitsglauben hinter sich gelassen. Aber war die zerbrochene Einheit von Religion und Philosophie, wie er inzwischen erkannt hatte, wieder herstellbar? Es blieb ihm nur, wie er in einem Brief an Elise Lensing schrieb, das "Gefühl des vollkommenen Widerspruchs in allen Dingen". Freilich, dieser Widerspruch, wie aus all seinen Entwicklungsphasen ersichtlich, steckte zutiefst in seinem eigenen Wesen und wurde von fast allen einmal in seine Nähe tretenden Zeitgenossen zumeist als seine innere Zerrissenheit erkannt. In einem Eintrag in seinem Tagebuch aus den ersten Dezembertagen des Jahres 1836 heißt es: "Heute Abend Schelling gehört. Leute der Art sind gewöhnlich Gewitter, statt Lichter zu sein, er nicht." Er bemerkte also bei dem selbst ständig sich denkerisch weiterentwickelnden Schelling das "Licht", während der wortgewaltige und redengewandte Görres, der Universalgeschichte las und damals schon, nachdem er mit seinen früheren national denkenden Gesinnungsgenossen gebrochen hatte, entschiedener Anhänger des politischen Katholizismus war und für eine päpstliche Theokratie eintrat, in ihm nur den Wunsch erweckte, „im Mittelalter geboren zu sein.“

Was ihm München andererseits in kultureller Hinsicht bot, genoß er freilich, ganz bewußt in der Gegenwart lebend, mit vollen Zügen. Und als er nach drei Jahren, obwohl von Elise Lensing immer wieder unterstützt, die Isarmetropole aus Geldnot schließlich verlassen mußte, war es nicht allein der mit Beppi Schwarz, seiner Münchner Geliebten, geteilte Abschiedsschmerz, der ihn wochenlang auf seinem beschwerlichen Fußmarsch zurück nach Hamburg begleitete. Kaum weniger bedrückte ihn dabei, daß er die in München sein Gemüt und seinen Geist labenden Quellen für immer verlassen mußte.

Im März 1839 hatte er sich auf den Weg gemacht und schließlich alle Strapazen

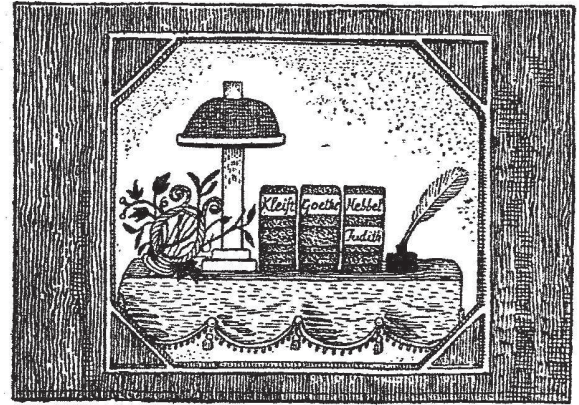
glücklich überstanden, aber schon im Juni erkrankte er schwer an einer Lungenentzündung. Doch kaum genesen begann er die Arbeit an seinem ersten Drama, der Tragödie "Judith". Der Literaturwissenschaftler Eduard Engel schreibt: "Es ist das Drama zwischen zwei Übermenschlichen, zugleich das Drama des Mannes und des Weibes: des Mannes mit seiner beleidigenden Nichtachtung der Frauenseele, des Weibes mit dem brennenden Gefühl der Entwürdigung durch den männlichen Barbaren."

Schon am 6. Juli des darauffolgenden Jahres im Berliner Hoftheater uraufgeführt, kam es auch in Hamburg am 1. Dezember auf die Bühne. Der Beifall war allgemein, Hebbels große dramatische Kraft von den Zeitgenossen erkannt und bewundert. „Als Lebensdarstellung“, so urteilt Adolf Barteis, „ist die Judith von packender Gewalt, und dasselbe kann man fast von allen (ihr folgenden) großen Dramen sagen, von der leidenschaftlichen ‚Genoveva‘ (1841) ..., dem herben bürgerlichen Trauerspiel ‚Maria Magdalena‘ (1843), der großartigen Geschichts- und psychologischen Tragödie ‚Herodes und Mariamne‘ (1850), der ersten echtdeutschen ‚Agnes Bernauer‘ (1855), dem formvollendeten, tiefsymbolischen ‚Gyges und sein Ring‘ (1856), den gewaltigen ‚Nibelungen‘ (1862) - einer Trilogie, mit der er thematisch, doch völlig unabhängig von ihm, an die Seite des ebenfalls 1813 geborenen Richard Wagner trat. Wenn er auch mit weiteren dramatischen Werken nicht mehr die hier bereits erlangte Höhe erreichte, so steht er doch unbestritten und würdig in der Reihe unserer Größten: Kleist, Schiller und Goethe. In ihrem Herzen fühlte das wohl auch die bescheidene, ihn tief verehrende und trotz aller Enttäuschungen immer noch liebende Elise Lensing, die ihm zwei, noch im Kindesalter verstorbene, Söhne gebar und die zu heiraten er sich dennoch nie entschließen konnte. Auf der Innenseite einer Briefftasche von Hebbel, die später ihren Weg ins Kieler Hebbel-Museum fand, ist eine Stickerei von ihrer Hand zu sehen: auf einem Tisch stehend, zeigt dies zarte Kunstwerk drei Bücher, die auf dem Rückenschild die Namen Kleist, Goethe und Hebbel tragen, auf dem zweiten Schild des Hebbel-Buches steht zusätzlich noch der Titel seines dramatischen Erstlings "Judith".

Noch im Jahre 1843 hatte Hebbel vom Dänenkönig Christian VIII. ein zweijähriges Reisestipendium von je 600 Talern erhalten, wodurch ihm ein längerer Aufenthalt in Frankreich und Italien ermöglicht wurde. Als dies Geld aufgebraucht war, begab er sich von Neapel aus nach Wien, wo ihn zunächst zwei reiche Brüder, die Barone Zerbondi Sposetti, wirtschaftlich über Wasser hielten, bis er endlich in der Ehe mit der Hofschauspielerin Christine Enghaus die so lange gesuchten gesicherten Lebensverhältnisse fand.

„Das deutsche Volk, so wie ich es kenne, macht es mit seinen Märtyrern, wie Gott es mit Christus machte: es läßt ihn ruhig kreuzigen und bewundert ihn.“
Friedrich Hebbel

Als im März 1848 in Wien die Revolution ausbrach, ergriff er zuerst Partei für jene, die von Metternich endlich eine die Rechte und Freiheiten des Volkes garantierende Verfassung forderten, als er aber erkannte, daß es zumeist Demagogen waren, die das Volk aufhetzten, distanzierte er sich, „ihm schmeckte das Ei nicht, das der Weltbrand“ vor seinen Augen „röstete“. Doch bedeutete das nicht seinen Rückzug aus der Politik. Er gehörte zu den Überbringern einer vom Schriftstellerverein Concordia veranlaßten und von hunderttausend Wienern unterschriebenen Petition, in der sie Ferdinand I. zur Rückkehr aus seinem Fluchtort Innsbruck aufforderten und ihn ihrer Kaisertröste versicherten. Aber er trat auch öffentlich auf und forderte den Anschluß Österreichs an Deutschland. In seinen für die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ geschriebenen Berichten verurteilte er zudem »die schwächliche Nachsicht gegenüber den barbarischen Deutschenverfolgungen in Prag (Josef Magnus Wehner). Als dann aber im November desselben Jahres die Gegenrevolution begann, kaiserliche Truppen die Stadt einnahmen, das Standrecht verhängt wurde und Scharen von Denunzianten ihm immer neue Opfer zuführten, geriet auch Hebbel in Gefahr und sah sich vielfältigen Angriffen ausgesetzt, aber er ließ sich nicht



Innenseite von Hebbels Briefftasche mit Stickerei seiner Jugendsfreundin Elise Lensing, 1840. Kiel, Hebbel-Museum

einschüchtern und widerstand genauso, wie er es vorher schon gegenüber den Demagogen getan hatte. Mit ungebrochener Schaffenskraft arbeitete er weiter an seinem dichterischen Werk und genoß den Beifall und die Anerkennungen, die er und seine auf der Bühne in seinen weiblichen Rollen auftretende Frau in Wien, in München, in Berlin, in Weimar, in Agram, Stuttgart, in Hamburg und auch im europäischen Ausland fanden. Mit Elise hatte sich Hebbel längst ausgesöhnt, sie weilte, von Christine eingeladen, über ein Jahr bei ihnen in Wien, und nahm - als sie nach Hamburg zurückkehrte - Christines vorehelichen und von Hebbel adoptierten Sohn Karl als Pflegemutter mit sich mit.

Im August 1855 erwarb Hebbel in Orth bei Gmunden ein Landhaus, wo er mit seiner Frau und der gemeinsamen Tochter Christine die Sommermonate verbrachte und hier das noch Unfertige an seinen Dichtungen, mit Ausnahme des „Demetrius“, den er eigentlich für das Schiller-Jubiläum 1859 fertigstellen wollte, vollendete. Zu seinem 50. Geburtstag am 18. März 1863 erfuhr er aus dem gesamten deutschen Sprachraum zahlreiche Ehrungen und im November, nur wenige Wochen vor seinem Tod, konnte er für die „Nibelungen“ noch den Schillerpreis entgegennehmen. Am 18. Dezember 1863 erlag er einer schon Anfang des Jahres ausgebrochenen und sich als unheilbar erweisenden Krankheit, seine letzte Ruhestätte fand er auf dem Matzleinsdorfer Friedhof in Wien.